

Eine politisch engagierte Frau

Anna Ponschab gehörte nach dem Zweiten Weltkrieg 20 Jahre dem Ingolstädter Stadtrat an

Von Dr. Gerd Treffer

Das neue Pflegeheim am Klinikum Ingolstadt, das Ende September bezogen wurde, ist nach Anna Ponschab benannt – einer Frau, die sich als Stadtratsmitglied zu einer Zeit engagiert hat, als Frauen noch eher selten eine Rolle in der Politik spielten, vor allem aber eine Persönlichkeit, die sich besonders um soziale Belange verdient gemacht hat.

Der Name Ponschab ist eng mit der Canisius-Stiftung verbunden, der 1917 die Gründung des Seminarvereins vorausging. 1920 wurde die ehemalige Konviktskaserne angemietet (1926 erworben) und dort ein als Studienseminar bezeichnetes Internat für Schüler weiterführender Schulen eingerichtet. Im Juli 1923 wurde dann die Canisius-Stiftung errichtet.

Ponschab ist eng mit Canisius-Stiftung verbunden

Der erste Stiftungsvorsitzende war August Ponschab, der 1869 geborene, spätere Brauereidirektor des Bräu am Berg, später veräußert an das Bürgerliche Brauhaus, das wieder später als Herrnbräu firmierte. August Ponschab gehörte ab 1912 dem Berliner Reichstag an, bis 1918 für das Zentrum, dann, bis 1924, für die Bayerische Volkspartei. 1929 gehörte er für das Katholische Kasino dem Stadtrat von Ingolstadt an, von 1930 bis 1933 war er Zweiter Bürgermeister.

Im Zuge der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde er im März 1933 zum Rücktritt gezwungen.

Danach lebte er „völlig zurückgezogen und zerstörte bei Kriegsausbruch sogar sein Radiogerät, so dass er praktisch von der Außenwelt abgeschnitten war, bis er am 20. Januar 1944 starb“ (Edmund Hausfelder, Stadtarchiv Ingolstadt, unveröffentlichte Notiz). 1941 war die Canisius-Stiftung durch Zwangsverordnung aufgelöst und zum städtischen Schülerheim umgebildet worden.

Im Januar 1946 wurde das Studienseminar wieder eröffnet. (Der Eichstätter Bischof übernahm im Oktober qua Satzung das Protektorat über die Stiftung.) Neue Vorsitzende des Stiftungsrates wurde die (verwitwete) Ehefrau des Gründungspräsidenten, die als Anna Lipp am 21. Juni 1891, Tochter des Fotografen Johann Baptist Lipp und seiner Ehefrau Karolina in Ingolstadt zur Welt gekommen war. Nach der Schulzeit besuchte sie 1909 und 1910 die Lehrerinnenbildungsanstalt in Oberroning bei Rotenburg an der Laber, die von den Salesianerinnen geführt wurde. 1910 legte sie in Landshut die erste Lehramtsprüfung ab, 1915 in Landshut die Zweite. Von 1914 bis 1926 war sie als Lehrerin in Nürnberg tätig. Dort heiratete sie (am 6. September 1926) den gut zwanzig Jahre älteren, ehemaligen Reichstagsabgeordneten. Mit dem Tag ihrer Verheiratung schied sie aus dem Schuldienst aus, kehrte aber nach dem Tod ihres

Mannes und nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft zum Schuljahresbeginn 1945 als Lehrerin an die Volksschule Ingolstadt – die „Münsterschule“ – zurück, wurde später zur Oberlehrerin befördert und zum Ende des Schuljahres 1956 altersbedingt pensioniert.

In sozialen Fragen aktiv

Anna Ponschab war eine politisch überaus engagierte Frau. 1946 gehörte sie als einzige Frau ihrer Fraktion dem ersten nach dem Zweiten Weltkrieg gewählten Stadtrat von Ingolstadt an, der am 30. Mai 1946 zu seiner konstituierenden Sitzung zusammen trat. Fünf volle Wahlperioden – zwanzig Jahre damals – von 1946 bis 1966 war sie im Stadtrat aktiv – vornehmlich in sozialen Fragen aktiv.

Von 1946 bis 1948 war sie Vorsitzende des Stiftungsrates der Canisius-Stiftung.

Der Anbau des Orbantraktes, die Dachstuhl-sanierung, der Bühnen-



Anna Ponschab war sie Vorsitzende des Stiftungsrates der Canisiusstiftung. iz-Foto

einbau fallen in ihre Amtszeit, die mit der Übergabe der Stiftungsleitung an Prof. Dr. Alfons Fleischmann endete. 1960 wurde Anna

Ponschab das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen. Anna Ponschab starb am 2. März 1974 in Ingolstadt im 83. Lebensjahr.



1946 gehörte Anna Ponschab als einzige Frau ihrer Fraktion dem Stadtrat von Ingolstadt an. iz-Foto

Von Ehingen lehrte in Ingolstadt

Professor ist Anlass zum Streit zwischen dem Freisinger Fürstbischof und Bayerischem Kurfürst

Von Dr. Gerd Treffer

Zwei Jahre lang war Ernst Marquard von Ehingen an der Universität Ingolstadt Professor. Vor 400 Jahren kam der Spross einer württembergischen Adelsfamilie (am 22. Juli 1613) in Birstingen zur Welt. Sein Vater war Philipp von Ehingen, seine Mutter Maria Jacobe von Ow.

Mit 18 Jahren trat Ernst dem Jesuitenorden bei und studierte 1633 – 36 an der Bayerischen Landesuniversität Philosophie. Nach einem Zwischenspiel als Lehrer der Syntax in Dillingen, schloss er, wieder in Ingolstadt, ein Studium der Theologie an, dessen Abschluss 1643 die Priesterweihe folgte. Zwei Jahre lang wirkte Ehingen dann (ab 1643) in Innsbruck als Professor für Dialektik, ging im Anschluss daran als Professor der Philosophie (bis 1648) nach Dillingen.

1649 war er kurzzeitig „Minister“ am Regensburger Jesuitenkolleg. Im November 1649 kehrte er in das ihm aus Studienzeiten bestens bekannte Ingolstadt zurück, wohin er als Professor für Ethik berufen worden war. 1650 wurde ihm die Professur für Mathematik und Hebräisch übertragen. Viel Zeit, sich zu entfalten und Spuren in Lehre und Literatur zu hinterlassen, war ihm in Ingolstadt aber nicht beschieden. Schon im folgen-

den Jahr ging Ehingen nämlich nach Augsburg, blieb aber auch hier nicht lange. Noch 1651 beendet er dieses Leben rascher Ortswechsel und tritt in den Dienst des Freisinger Fürstbischofs. Nahezu ein Vierteljahrhundert bleibt er an dessen Hof und erfüllt die Aufgabe eines bischöflichen Beichtvaters. Dann wird er zwischen Bischof und Kurfürst (Ferdinand Maria) zum Zankapfel.

Bischof und Kurfürst waren verwandt

Worum es bei diesen Meinungsverschiedenheiten letztlich geht, ist nicht so einfach zu erahnen. Der Freisinger Fürstbischof und der bayerische Kurfürst sind nah verwandt. Albrecht Sigismund (1623 in München geboren) hat Albrecht VI. (genannt der Leuchtenberger) zum Vater, das neunte Kind des Bayerischen Herzogs Wilhelm IV. Der erstgeborene Sohn Wilhelms ist Maximilian, seit 1598 Herzog, seit 1623 Kurfürst. Albrecht und Maximilian sind Brüder; Maximilians Sohn Ferdinand Maria, 1636 in München geboren, (der 1651 seinem Vater als Kurfürst folgt) und Albrecht Sigismund sind mithin Vettern ersten Grades.

1652 – ein Jahr nach Max' Regierungsantritt – war Albrecht Sigismund Fürstbischof zu Freising geworden – eine Würde, der 1668 das Amt des

Fürstbischofs von Regensburg hinzugefügt worden war. Auf Druck seines Onkels, des bayerischen Kurfürsten Maximilian I., war Albrecht Sigismund zunächst Koadjutor des Freisinger Fürstbischofs Veit Adam von Gepek, dem er auf den Bischofsstuhl folgte, ohne zum Priester geweiht worden zu sein, wovon gleich noch zu reden sein wird.

Bernhard Duhr, der Autor einer vielbändigen „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge“, die (Band I, II/1 und II/2 in Freiburg, die Bände III, IV/1 und IV/2 in München) zwischen 1907 und 1928 erschienen, einer der profunden Kenner der jesuitischen Geschichte hat 1918 einen Aufsatz über „Die Jesuiten am Hofe zu München“ geschrieben (der im Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland erschienen ist), in dem er sich mit dem Streit um Ehingen befasst. Einleitend bemerkt er: „In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts haben die Jesuiten am Hofe zu München eine vielseitige und tiefgehende Tätigkeit entfaltet“, um hinzuzufügen, dass diese in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts „nicht mehr in der alten Intensität“ fortgeführt werden konnte. Intensiv betrachtet Duhr dabei die Ereignisse in Freising, dessen Fürstbischof „in naher verwandtschaftlicher Ver-

bindung mit München stand“. Seit 1651 weilten ständig zwei Patres in Freising. Einer von ihnen war Marquard von Ehingen, Beichtvater des Bischofs.

„Zwei Angelegenheiten – schreibt Duhr – riefen längere Erörterungen hervor, die eine war der Dispens des jungen Bischofs von den Weihen, die andere die von München verlangte Abberufung seines Beichtvaters“. Im ersten Fall ging es um den Wunsch des Münchener Hofes, der Jesuiten-General möge sich dafür einsetzen, beim Papst einen Aufschub der Weihen für den Freisinger Bischof Albrecht Sigismund zu erwirken, weil die Nachfolge des regierenden Hauses noch nicht gesichert sei (und man sich für den Fall der Kinderlosigkeit des Kurfürsten eine Verheiratung des Freisinger Vetter vorbehalten wollte). Duhr zitiert hier aus einem Schreiben des Kurfürsten „ad Germ Sup“ (an den Provinzial der Jesuiten in der Ordensprovinz vom 18. Januar 1657 – ähnlich am 29. November 1653): „Der Grund für die Bitte um Dispens war die Sorge für die Erhaltung und Fortpflanzung des kurfürstlichen Hauses, und derselbe Grund liegt auch jetzt vor, da unsere Ehe noch nicht mit einem Sprössling gesegnet ist....“

Deshalb ist es durchaus notwendig, dass der Herzog Albrecht Sigismund zu den höheren Weihen nicht verpflichtet wird,

bis größere Hoffnung auf Fruchtbarkeit unserer Ehe sich zeigt....“

Der Kurfürst weist die Jesuiten darauf hin, wie wichtig es sei, dass die „Wilhelminische Linie“ (gemeint ist sein Vater Wilhelm IV.) nicht erlösche. Schließlich gehe es um das „Stimmrecht an den Reichstagen und bei der Kaiserwahl und um die Bewahrung so vieler Tausende in der katholischen Religion“. Und Kurfürst Maximilian (der seine grundkatholische Prägung an der Ingolstädter Universität erfahren hat) mahnt: „Alles das wird beim Aussterben des kurfürstlichen Hauses nach dem Erbrecht an die Kalvinischen Pfalzgrafen fallen zum großen Schaden der katholischen Religion. Es werden dann nur mehr drei weltliche Fürsten in Deutschland katholisch sein, Österreich, Pfalz-Neuburg und Baden“. Maximilian schließt: „Alles das möge der General... dem Papst auseinandersetzen und um Dispens von wenigstens drei Jahren bitten....“

Der Dispens scheint erteilt worden zu sein – mit der Geburt des Erbprinzen Max Emanuel (1662) war dann die Dispens-Angelegenheit sozusagen natürlich erledigt.

Bemühungen von Ehingen vom Hofe zu entfernen

Bliebt das zweite, das hier besonders interessierende Thema oder,

wie Duhr es formuliert, „die zweite lange verhandelte Angelegenheit... (nämlich) die Bemühungen, den P. Marquard von Ehingen vom Hofe in Freising zu entfernen. Die Händel darum begannen schon 1670. Ordensgeneral Giovanni Paolo Oliva (1660 – 1681) schreibt am 17. Juli dieses Jahres an den Provinzial Muglin: „Über unsere beiden Patres bei dem Bischof in Freising möchte ich zwei Dinge Ew. Hochw. ans Herz legen, erstens den P. Marquard Ehingen von diesem Hofe abzurufen aber mit Einwilligung des Herzogs“. Es folgt der Satz: „P. Marquard wünscht es sehr...“ Tatsächlich scheint Ehingen den General um Abberufung gebeten zu haben (Org-Reg: „ad Germ.Sup.“, dort: Oliva an Ehingen, 19. April 1670). Der Fürstbischof wollte seinen Beichtvater nicht ziehen lassen „auch nachdem der Kurfürst Ferdinand Maria in der dringendsten Weise die Entfernung des Beichtvaters verlangt hatte“.

Bliebt die Frage: Was hatte Ferdinand-Maria gegen Ehingen. Duhr schreibt: „Der Kurfürst (erblickte) in Ehingen die Quelle für alle Streitigkeiten mit seinem Vetter „und er ließ“ keine Entschuldigung zu dessen Gunsten gelten“. Ehingen selbst schreibt später: Es habe sich um eine Intrige der Bürokraten gegen ihn gehandelt. Er ist sich keiner Schuld, keines

ehrenrührigen Handelns bewusst, und auch die Ordensoberen in Rom wie in München bestätigen dies.

Allerdings schreibt Duhr, in beider psychologischen Befindlichkeit sich einfühlend: „Für den General Oliva war es äußerst peinlich, dass ein (eigener; GT) Pater als Urheber der Zwistigkeit zwischen den beiden verwandten Fürsten auch nur vermutet wurde“. So versuchte er einerseits, den Freisinger Bischof zur Nachgiebigkeit zu bewegen und andererseits Ehingen zu besänftigen und ihm gerecht zu werden. Er stellte ihm (am 11. April 1676) das Zeugnis aus, er habe dem Bischof stets so gedient, wie es die Erfüllung seiner Pflichten als Ordensmann erfordere habe. Explizit: Es treffe ihn keine Schuld. „Der einzige Grund sei der Hass, den er sich ohne jedes Verschulden zugezogen“.

Das sind die Worte des Generals.

Ehingen seinerseits, der zwischen dem Wunsch des herzoglichen Bischofs einerseits und dem Ansinnen des Kurfürsten andererseits zwischen den Stühlen sitzt, bittet den Ordensgeneral „ihm unter dem Gehorsam zu befehlen, den Hof zu verlassen“. Darauf geht Oliva (im Juni 1676) ein.

Dieser Beitrag wird in den historischen Blättern in der Dezember-Ausgabe fortgesetzt.